



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

B., M.: Der Briefwechsel zwischen Goethe und Karl August.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Karl August.

Briefwechsel des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Goethe in den Jahren von 1775 bis 1828. Zwei Bände. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1863.

So wäre denn endlich auch hier der Vorhang weggezogen, und zwar zunächst durch den „anregenden Hochsinn“ des regierenden Großherzogs von Weimar, wie die Vorrede meldet. Aufrichtiger Dank dafür dem fürstlichen Herrn, der seinem Großvater hiermit ein schönes Denkmal gestiftet hat.

Desgleichen unsere dankbare Anerkennung den Herren Gebrüdern v. Goethe, doch hier mit der Hoffnung und dem Wunsche, daß denselben nunmehr, nachdem einmal hohem fürstlichen Willen zu Gefallen die seit dreißig Jahren unerbittlich verschlossenen Thüren der Schatzkammer geöffnet worden sind, das eigene Pflichtgefühl gebieten möge, mit der Herausgabe des kostbaren Inhalts derselben in die Hände der Nation fortzufahren.

Auch dem mit Veröffentlichung der Briefe betrauten Herrn Geheimrath Dr. Karl Vogel unsern Dank, wengleich mit einigermaßen gemischten Empfindungen. Mancherlei Anzeichen sprechen dafür, daß ihm, der sonst als früherer Arzt Goethes und Karl Augusts und als Verfasser der werthvollen Schrift „Goethe in amtlichen Verhältnissen“ (Jena, 1834) recht wohl geeignet für das Werk war, nicht die erforderliche, vielleicht sogar unbillig wenig Zeit zu den Vorarbeiten für seine Aufgabe gegönnt worden, und daß ihm kaum viel Anderes übriggeblieben, als die Briefe so, wie sie vorlagen, zum Druck zu bringen.

Etwas reichlicher zugemessene Muße würde Herrn Vogel möglich gemacht haben, sich in der Goethe-Literatur der letzten drei Jahrzehnte umzusehen, wo ihm dann einige werthvolle Documente, die seiner Sammlung zur Zierde gereicht hätten, vor Augen gekommen wären. Etwas mehr Muße hätte ihm vermuthlich auch zu interessanteren und dringender nothwendigen Notizen als z. B. die geographischen über Ettersburg und Berka oder die über Ophir sind (Br. 374) Veranlassung gegeben, aus welcher letzteren wir zwar endlich erfahren, daß „Ophir ein Land“ gewesen, „wohin König Salomo seine Schiffe schickte, um

Grenzboten IV. 1863.

Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen zu holen," auch in den Stand gesetzt werden, uns über diese wichtige Thatsache an den betreffenden Stellen des Alten Testaments „1. Kön. 9, 28; 10, 22" urkundliche Gewißheit zu verschaffen, über das Ophir aber, aus welchem am 14. August 1817 n. Chr. ein Schiff in Weimar einlief, ohne Aufklärung bleiben. Weit dankbarer schon — schwieriger zu lösender Räthsel in der Correspondenz nicht zu gedenken*) — würde Mancher gewesen sein, wofern dem Herausgeber seine Zeit erlaubt hätte, sich zu erkundigen, was Goethe gemeint, wenn er Br. 68 aus Benedig schreibt, er sei „ein wenig Schmeltungischer geworden"**) , oder was Karl August im Auge gehabt, wenn er Br. 135 ein „Ding" unter aller Kritik findet. Auch über das „Stück", welches Kokebues Frau Br. 151 übersetzt, wäre eine Notiz willkommen gewesen, schon weil der Großherzog so begierig erscheint, es zu lesen, und so ängstlich, nicht auskommen zu lassen, daß er und Goethe Kenntniß davon genommen. Endlich, um noch eine Kleinigkeit von mehr Interesse als das Ophir der biblischen Archäologie zu erwähnen, selbst die „Zauberbrezel" im Br. 573 hätte uns durch eine Note genießbarer gemacht werden können, zumal sie in das eigentliche Fach des Herausgebers zu fallen scheint.

Bereitwillig glauben wir der Versicherung des Letzteren, daß im Ganzen nur Weniges ausgeschieden worden, und hierunter kaum etwas, dessen Hinweglassung den Zweck der Herausgabe: das gegenseitige Verhältniß der beiden Correspondenten urkundlich darzustellen, beeinträchtigen könnte. Schwerer dagegen wird uns, aufsteigende Zweifel niederzuhalten, wenn ferner bemerkt wird, die durch oder — angedeuteten Lücken in den Briefen des fürstlichen Freundes Goethes habe man sich überall durch Unleserlichkeit der Handschrift zu erklären. Sollte das wirklich auch zu Anfang von Br. 77 und bei der sehr eigenthümlichen Hypothese der Fall sein, die Karl August in Br. 395 über die Entstehung der italienischen Prosa aufstellt? „Die italienische Prosa ist, glaube ich, von Männern erfunden worden, um die Weiber zu unterhalten, zwischen dem vierten und fünften Akt, um wieder Kräfte zu schöpfen und zu verhindern, daß die Damen nicht zu sehr pressiren, wie die Hirsche schreien zwischen der — anders kann ich mir das italienische Profagewäsch nicht ver sinnlichen.“

Noch ließe sich das Eine und das Andere vermiffen oder anders wünschen. Doch wollen wir nicht in den garstigen deutschen Fehler verfallen, uns die Freude an der immerhin schönen Gabe durch Bemängelung des Einzelnen zu

*) Z. B. Br. 115, wo Karl August am 13. März 1797 schreibt: „Hier schicke ich Dir die Frucht müßiger Stunden, welche meiner Muße gewidmet waren, und die ich bescheidener Weise unter einem andern Namen drucken ließ.“

**) Wir vermuthen hierbei, daß Herr Dr. Vogel ein gewisses Hauptwerk der englischen humoristischen Literatur kennt.

verkümmern. Das Buch erfüllt im Wesentlichen den angegebenen Zweck der Herausgeber. Wir übersehen das gegenseitige Verhältniß der beiden Briefschreiber in den verschiedenen Perioden ihres Zusammenlebens mit diesen Urkunden in der Hand wirklich in mehr als einer Beziehung besser als bisher.

Die Sammlung umfaßt im Ganzen 639 Nummern. 420 Briefe und Billets des Großherzogs stammen aus dem goetheschen Familienarchiv, 80 Briefe Goethes aus dem großherzoglich weimarischen Haupt- und Staatsarchive, einer wurde von der Gräfin D'Donnell zu Salzburg, ein fernerer von Professor Schwarz zu Jena dem Herausgeber zur Benutzung eingehändigt, die meisten übrigen hat Lesterey aus den weimarischen Archiven beigebracht, eine Anzahl endlich waren bereits durch den Druck veröffentlicht. Die Briefe Karl Augusts gehören mit wenigen Ausnahmen (es sind nur drei) den Jahren nach 1792 an.

Der Ton dieser vertraulichen Mittheilungen ist, namentlich bei den von Goethe herrührenden, sehr verschieden. Niemals zwar vergißt er ganz, daß er der Diener und Unterthan, nicht der social gleichgestellte Freund ist, aber in den Briefen der ersten Jahrzehnte treffen wir doch überall auf ein herzliches Gefühl, eine innige Neigung und Fürsorge, eine frische fröhliche Freiheit, eine offene Darlegung dessen, was ihm die Seele bewegt, häufig auf das Bewußtsein einer Stellung, in der man sich etwas herausnehmen darf, bisweilen ausgelassene Laune, mitunter auch ein derbes festes Wort. Später, und zwar schon lange vor Goethes Rücktritt von der Leitung des Theaters, wird das anders: es ist zwar keine sehr merkliche Erkältung des Verhältnisses, aber wir fühlen doch allenthalben heraus, daß der Briefsteller reservirter und förmlicher geworden ist, und in einigen Schreiben, die freilich nicht durchaus „vertraulicher“ Natur sind und deshalb eigentlich nicht alle in die Sammlung gehörten, nähert sich seine Ausdrucksweise stark dem Byzantinertum des modernen Hoffstils.

Anders Karl August, dem seine höhere Stellung allerdings ein weniger förmliches und ungezwungeneres Verhalten erleichterte, der dem Freunde aber auch bis zulezt, kurze und nicht starke Schwankungen ausgenommen, die volle Innigkeit der ersten Liebe bewahrt zu haben scheint, wobei freilich nicht zu vergessen ist, daß er Goethe mehr verdankte als dieser ihm. Daß Goethe ihn immer Sie nennt, während er von ihm mit Du angeredet wird, mag schon nach kurzer Ueberlegung nicht mehr auffallen. Weniger erfreulich dagegen ist, wenn der bürgerliche Freund Anreden des fürstlichen wie „mein Lieber“, „lieber Alter“, „Sw. Liebden“ (dies scherzhaft gebraucht), „lieber Getreuer“, „Sw. Mekkanische Hohheit“ (mit Beziehung auf Goethes Mahomet), „Sw. Wohlgelahrtheit“ oder „lieber Freund“ (in mehren Briefen späterer Jahre), nachdem er sie in der ersten Zeit, wie schön und recht, entweder mit dem einfachen Sie oder mit „bester Herr“, „gnädiger Herr“ oder „bester Fürst“ erwidert hat, zulezt fast

nur mit „Ew. Durchlaucht“ oder „Ew. Königliche Hoheit“ „unterthänigst“ beantwortet.

Noch weniger angenehm klingt es, wenn der Dichtersfürst Br. 266 „auf das lebhafteste dankbar ist für huldreiche Condescenz“, wenn er Br. 303 schreibt: „Ew. Durchlaucht gnädigstes Schreiben habe zu meiner dankbaren Freude bald zu erhalten das Glück gehabt“, wenn er, der früher gesunden Rath ohne alle Unmaßgeblichkeit ertheilt, in Br. 308 „unmaßgebliche Vorschläge“ macht, oder wenn Br. 314 mit „Ew. Königliche Hoheit geruhen auf Nachstehendes gnädigst zu reflectiren“ beginnt und mit einem submissen „mich zu Hulden und Gnaden empfehlend“ schließt.

Den Gipfel dieser Art zu einem vornehmen Freunde zu sprechen endlich zeigt Br. 518, wo man einen chinesischen Mandarin vor sich zu haben glaubt, wenn man liest: „Ew. Königliche Hoheit verzeihen gnädigst, wenn ich diese Tage sprachlos geblieben. Möge eine glücklich fortschreitende Genesung uns Leben, Geist und Rede wieder verleihen.“ und wenn man durch die Note des Herausgebers erfährt, daß der Brieffschreiber Leben, Geist und Rede eingebüßt hat, weil — die Großherzogin erkrankt war.

Goethe bleibt der Großmeister unsrer Dichter, er bleibt auch als Mensch ein Stern, zu dem wir mit liebender Verehrung aufschauen, sein Leben ein Kunstwerk von unvergleichlicher Schönheit. Aber auch die Sonne hat ihre Flecken, und der Himmel behüte uns vor solchem submissen Ersterben!

Man vergleiche damit die frische Ungebundenheit des zweiten Briefes der Sammlung, die aufrichtige, aus tiefem Herzen quellende Theilnahme an den Geschicken des fürstlichen Freundes, die sich in vielen der spätern kund gibt, die warme, helle Dichterseele, die mehr oder minder aus allen Briefen jener ersten Periode hervorstrahlt, und man vergleiche damit vor Allem die bis zuletzt sich gleichbleibende Herzlichkeit, Einfachheit und Ungezwungenheit der Aeußerungen dessen, an welchen jene Untertänigkeiten gerichtet wurden.

Wie sehr sticht gegen diese die schlichte Gemüthlichkeit ab, mit welcher Karl August sich gelegentlich bei Goethe zu Gaste ladet, mit der er den „lieben Alten“ bittet, ihm zu abendlichem Besuch die Gartenthüre aufzulassen, mit der er ihm Br. 213 sagt, daß es hübsch von ihm wäre, wenn er ihn und andere gute Gesellschaft zum Thee bäte und ihm „etwa Nachts etwas Kaltes oder auch nichts von diesem in den Hals wüfse,“ mit der er ihn Br. 358 „mit froher Ungeduld“ erwartet.

Noch in sehr später Zeit finden wir bei ihm denselben Ton. Eine Geburtstagsgratulation Goethes erwidert der Herzog am 3. September 1808 mit nachstehenden Zeilen: „Meinen besten Dank für Deinen Antheil an dem heutigen Tage statte ich Dir ab. Wenn Du thätig, froh und wohl bist, so lange ich mit Dir noch gute Tage erleben kann, so wird mir mein Dasein schätzbar

bleiben. Leb wohl.“ Auf eine unterthänige Eingabe Goethes vom 23. September 1817 antwortet der Großherzog: „Beilagen danknehmigst remittirend, wünsche ich den Sonntag Vormittag ambulando Ew. Liebden zu sehen.“ Zum neuen Jahr 1821 gratulirt er ihm mit folgenden Worten: „Dir meinem lieben alten Freund und Waffenbruder in dieser stürmischen Welt, wünsche ich ein recht leicht und angenehm zu durchlebendes neues Jahr, danke Dir für die Ausdrücke Deiner unveränderlichen Freundschaft für mich und noch besonders für die schönen erfreulichen Beilagen.“ Und noch kurz vor seinem Ableben, am 27. Febr. 1828 schreibt er: „Meine Seele vermag nicht, den Werth oder Unwerth der Beilagen, die ich soeben von der Post erhalten, zu würdigen, wohl aber schreit sie, Herr, nach Dir schon lange, um Dir meine Freude über das Serbische Opus auszudrücken.“

Wir kommen zu den Gegenständen der Correspondenz. Viele Stücke derselben sind bloße Billets von zwei, drei Zeilen und wohl nur für die Dünker und Dryasdust von Interesse; andere enthalten neben Untergeordnetem einzelne Goldkörner, werthvolle kurze Urtheile, die uns das Mosaikbild Karl Augusts und Goethes bisweilen überraschend ergänzen; wieder andere Briefe sind ebenso ausführlich als inhaltreich, und zwar findet sich von diesen eine nicht kleine Zahl auch unter denen Karl Augusts. Einige hiervon geben wir nachstehend in Auszügen. Nennen wir es: Karl August als Kritiker.

Brief 143 (vom 31. Januar 1799) schreibt der Herzog: „Ueber den gestrigen Wallenstein, — die ausnehmend schöne Sprache abgerechnet, die wirklich vorzüglich, vortrefflich ist, — aber über seine Fehler möchte ich ein ordentlich Programm schreiben; indessen muß man den zweiten Theil erst abwarten*). Ich glaube wirklich, daß aus beiden Theilen ein schönes Ganze ausgeschieden werden; es müßte aber mit vieler Herzhaftigkeit davon abgelösset und anderes eingestickt werden. Der Charakter des Helden, der meiner Meinung nach auch eine Verbesserung bedürfte, könnte gewiß mit Wenigem ständiger gemacht werden.“

Brief 149 (aus dem Jahre 1800) lautet: „Liebster Meccanus, schicke mir den Propheten (Goethes Bearbeitung des voltaireschen Mahomet), sonst kann ich ihn versprochenermaßen morgen nicht wieder schaffen. Ich bin Mahomets wahrer Omar und verbreite seine Lehre durch Wort und That,“ und im nächsten Briefe macht der Herzog folgende Verbesserungsvorschläge:

Pag. 47 ist die Frage, ob nicht statt des Wortes „herrlich“ ein anderes zu wählen sei.

Pag. 30 finde ich auch den Zweifel gehoben.

*) Das Stück wurde bekanntlich unter dem Titel „Die Piccolomini, Wallensteins erster Theil“ gegeben; die beiden ersten Acte von „Wallsteins Tod“ waren damals noch zu den „Piccolomini“ gezogen.

Pag. 19 ganz unten entsteht die Frage, ob nicht zu Ausfüllung des Verses das Wörtchen „und“ zu intercaliren, wo Mahomet sagt (zu Serden) Du suchest u. s. w.

Pag. 60 ganz unten ruft er zur Rache sie des „eignen Mordes“, dieses Wort eignen kommt mir etwas dunkel vor, denn es drückt wohl eher einen Selbstmord, als einen Mord aus, den er selbst begangen hat.

Verzeih die kleinsügigen Bemerkungen; sie entstehen aber aus der großen Liebe, welche ich für die Umwälzung habe, die Mahomets Erscheinung hervorbringen wird.“

Ueberhaupt interessirt sich der Herzog, bekanntlich ein großer Liebhaber französischer Dichtung von seiner höfischen Erziehung her (vgl. den Schluß von Br. 180), sehr lebhaft für den „Mahomet“, hofft Ungewöhnliches von seinem Einfluß auf die deutsche Bühne, gibt der Jagemann Anweisung, wie er einzustudiren, macht brieflich Vorschläge, wie auf der Bühne die Parteien zu stellen, und am 2. August 1799 schreibt er darüber an den Verfasser: „Es wird schon an einer besondern Urfase gearbeitet, durch welche Du in allen vier Welttheilen zum Fürsten unter dem Titel Meccanus ausgerufen werden sollst. Dieser Sieg ist in manchem Betracht dem der conquête von Italien vorzuziehen, denn erstlich arbeitest Du gegen Deine Natur und überwindest diese, was Suwarow nicht nöthig hatte, und dann gibt Deine Uebersetzung dem deutschen Theater gewiß eine neue und sehr wichtige Epoque, die Italiens Siege nicht in ihrem Fache hervorbringen. Enfin, ich wünsche Dir das beste Glück und Gedeihen und freue mich ganz gewaltig über Deine Tapferkeit.“

Sehr interessant ist der 157. Brief, der, ebenfalls aus dem Jahr 1800, sich über die Effecte äußert, die mit Hereinziehung kirchlicher Ceremonien in dramatische Aufführungen erzielt werden sollen. Der Herzog sagt da:

„Es ist mir gestern Abend erzählt worden (sehr wahrscheinlich durch Herder, welcher Verwahrung eingelegt hatte), daß in der Maria Stuart eine förmliche Communion oder Abendmahl auf dem Theater passiren würde. Vermuthlich soll sie katholisch seyn und sich vielleicht mit der in den Jesuiten entschuldigen. Indessen ist doch auf unsrer Bühne bei der Vorstellung der Jesuiten die Sache so anständig gemacht worden, daß, bis auf ein Kreuzifix, das wohl auch hätte wegbleiben können, nichts sehr Anstößiges vorkam. Siehe doch zu, daß dieses auch bei Maria Stuart der Fall sey; ich erinnere Dich daran, weil ich der prudentia mimica externa Schilleri nicht recht traue. So ein braver Mann er sonst ist, so ist doch leider die göttliche Unverschämtheit oder die unverschämte Göttlichkeit nach Schlegelscher Terminologie, dergestalt zum Tone geworden, daß man sich mancherlei poetische Auswüchse erwarten kann, wenn es bei neuern Dichtungen darauf ankommt, einen Effect, wenigstens einen sogenannten hervorzubringen, und der Gedanke, oder der poetische Schwung

nicht zureichen wollte, um durch Worte und Gedanken das Herz des Zuschauers zu rühren.

Im October des genannten Jahres erhielt Karl August von Goethe seinen Groß=Cophta zur Beurtheilung übersandt. Er antwortet darauf zunächst (Br. 160):

„Das ist eine schwere Aufgabe, mein lieber Meccanus für einen Laien und einen höchst unsystematischen Dilettanten; indessen will ich mein Mögliches thun. Der herzliche Antheil, den ich an Allem nehme, was von Dir kommt und zu Dir geht, wird mir vielleicht Lichter aufstecken. Nur bitte ich um Zeit und Geduld; mein Kopf wird so ofte aus seinem Gleichgewicht gerückt, daß ich nicht immer für seine Brauchbarkeit stehen kann. Die beste Stellung, deren er fähig ist, soll aber dem Cophta gewidmet werden.“

Einige Zeit darauf folgte in nachstehendem Schreiben (Br. 161) die Recension des Stückes:

„Hier schicke ich Dir, was ich zusammengebracht habe. Die von Dir aufgestellte Frage überschreite ich freilich, indessen lege ich den Ueberfluß meiner Antwort als Stoff nieder, auf den sich einige Unterhaltungen gründen können, als Zweifel, die man auflösen kann, wenn man von der Materie eben einmal reden mag. Es wäre schade, wenn man immer einerlei Meinung wäre, sonst müßte man am Ende beständig schlafen. Bloß das Hin- und Herstreben ist's, was das Leben im Gang erhält.“

„Um die Frage zu beantworten, ob und wie dem Schauspiel, der Groß=Cophta, zu helfen sey, damit es den Zuschauern mehr gefalle, als dieses bis jetzt gelungen ist, ob das Verhältniß eines Ehebruchs in das eines anticipirten concubiti verändert, hinlänglich sei, die Lauligkeit des Publicums bei diesem Stücke aufzuheben, wagt man Folgendes zu bemerken:

Allerdings würde das Publikum weniger betroffen seyn, eine Rolle spielen zu sehen, die mit der Liebhaberin in Diderots Hausvater und einigen andern Charakteren dieser Art Aehnlichkeit hätte, als wie sich mit der Vorstellung eines ehebrecherischen Ehepaars belustigen zu müssen, welches Leichtsinn und Niederlichkeit stempelt, während die Fehltritte der Diderotschen und anderer französischen Sünderinnen aus feineren und weichern Motiven entstehen und nach erlaubten Zwecken streben. Indessen würden die Marquise und Marquis aus Eheleuten in Bruder und Schwester verwandelt und die Richte dadurch von einer größern Vergehung befreit; so fielen das Zwangsmittel weg, wodurch letztere zur Betrügerin geworben wird und alsdann müßte das Stück umgearbeitet und neue Motive eingeschaltet werden, um die Richte so handeln zu machen, wie es zum Gange des Stückes nöthig ist. Ein bloß anticipirter Weisclaf auf die Hoffnung einer zukünftigen Ehe unternommen, würde wohl schwerlich ein Mädchen, das nicht schon ganz in die Klasse der verworfenen

gehört, bewegen, eine Handlung zu begeben, welche sie an den Galgen oder ins Zuchthaus bringen könnte. Aber nicht allein das ehebrecherische Verhältniß ist es, was den Zuschauer anstößt, sondern auch das des Dombherrn zur Prinzessin, der Tochter seines Fürsten, die er nicht zu ehelichen, aber wohl zu verführen gedenkt. Obwohl ein ähnlicher Fall in der Hochzeit des Figaro vorkommt, so ist dieser doch nur einzig auf der Bühne; das Pariser Publikum, das schon damals seltsam gestimmt war, ertrug ihn, weil Figaro durch mancherlei Ursachen ein Lieblingsstück ihm wurde und auf die Autorität dieses Publikums gestützt, ertrug man ihn an mehreren Orten. Demohngeachtet bleibt die Frage unerörtert, ob deutsche theatralische Schriftsteller es wagen dürfen und gut daran thun, dem Beispiele und der Laune Beaumarchais zu folgen. Wenn obige Bemerkungen gegründet sind, so möchte wohl daraus folgen, daß die Veränderungen der „Situationen große Consequenzen für den Bau des so sehr durchdachten und consequenten Stückes nach sich führen und die Umarbeitung desselben nöthig machen würden.“

Sollten aber wohl die anstößigen Verhältnisse alleine schuld seyn, daß dieses Schauspiel nicht allgemein gefiele? Man könnte vielleicht glauben, daß das Publikum einen Widerwillen gegen die öffentliche Aufstellung gewisser Betrügereien spürte, durch welche sehr ausgezeichnete Personen an der Nase herumgeführt worden sind, und daß eine Wahrheitscheue der Zuschauer diesem Schauspiel Schaden thäte. Bedenkt man aber, daß an allen Orten, wo es gespielt worden, der wenigste Theil des Publikums in magisch-freimaurerischen Verhältnissen gewesen ist, daß die Zuschauer in das Theater strömen, wenn Ifflandsche oder Kopebuesche Stücke gegeben werden, in welchen die drückendste Moral über die ängstlichen, bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse so hypochondrisch wie möglich, oft beißend, meistens aber strafend gepredigt wird, so sollte man bezweifeln, daß die Wahrheitsliebe, die in Goethes Schauspiel herrscht, der Furcht vor Wahrheit des Publikums auf eine dem Groß-Cophtha schädliche Art entgegenstehen könnte.

Sollte nicht der Genre, in welchem dieses Stück geschrieben ist, daran Schuld sein, daß die Zuschauer lau dabei bleiben? Eigentlich gehört es, seiner Behandlungsart nach, in die Klasse der Drama's, während der Charakter des Sujets es entweder zu einer Posse, oder zu einer Tragödie stempeln möchte. Letzteres hat es im Sinne des Autors nie werden sollen, sondern es nähert sich wohl eher der Komödie und zwar der Art, die man in Frankreich *chargirt* nennt; hierzu ist es aber zu ernsthaft und hauptsächlich zu lang. Eine *chargirte* Komödie, oder eine Posse muß ihrer Natur nach kurz seyn, denn lange dauernde Späße ermüden und ein zu gedankenreicher, aufeinander gehäufter, vielwörtlicher *Witz* verfehlt gewöhnlich sein Ziel. Der *Witz* verlangt eine gewisse prosaische Einfachheit in den Gedanken, in seinem Ziele und im Ausdruck.

Sollte nicht diesem Schauspiele eine Eigenschaft schädlich seyn, die hier angemerkt zu werden verdient: die Handlungen im Cophtha kommen der Wirklichkeit zu nahe, der ernsthafte Ton, der darinnen herrscht, läßt dem Zuschauer zu viel Zeit, moralische Betrachtungen anzustellen und unterhält ihn zu sparsam beim Lächerlichen. Die leeren Unterhaltungen mit Unsichtbaren verwundern vielleicht bei der ersten Vorstellung; sobald man aber sie gewöhnt worden ist, wirkt ihr innerer Gehalt zu sehr auf den Zuhörer. So ist es auch mit den Ceremonien, die wenn sie nicht mit großem theatralischen Aufwande und in der Form einer Art Ballets gegeben werden, ebenfalls auf die Dauer keine Befriedigung gewähren.

Da dieses Stück den Drama's einverleibt ist und durch eine gewisse Zartheit im Gefühle der Nichte Anspruch auf Empfindung machen kann; so möchte der Zuschauer wohl wünschen, daß einige liebenswürdige Charaktere ihm dabei mit zu Theile gekommen wären. Denn unter der Rotte von Dieben und Betrügern bleibt der Ritter doch nur ein kurzsichtiger, schwankender Mensch, den es am Ende beinahe gereut so gehandelt zu haben, wie er nur einzig handeln konnte, um nicht Mitschuldiger der Diebe und Hochverräther zu werden. Und die Nichte bleibt gewaltig sujet à caution, indem sie erst morgen entdecken möchte, wozu sie heute durch den Zufall genöthigt wird.

Wollte sich Goethe die Mühe geben, diesem Stücke eine andere Form anzupassen, so möchte die einer komischen Oper vielleicht Vortheile gewähren. In Versen mit Musik begleitet, klingt Manches anders, als in der wirklichen Sprache; das Feld ist dann weiter und bequemer. *Salvo meliori.*"

Wahrscheinlich auf Schlegels „Jon“ bezieht sich folgendes Urtheil (Br. 175 vom Februar 1802):

„Gewiß hat diese Schrift bedeutende Verdienste, da aber das gewählte Sujet nur weniger Abwechslung in seiner Bearbeitung fähig ist, so war die natürliche Folge, daß viele überflüssige Momente eintreten mußten und mancherlei Ueberflüssiges, Gedehntes, Langweiliges in die Rede kam. Im Ganzen ist das Opus wohl etwas laulich und die schwachen häufigen Lückenbüßer tödten dasjenige, was ans Feurige sich hie und da nähert. Die Sprache ist, dünkt mir, meistens sehr hart und bestärkt mich in dem Glauben, daß das Genus dieser Jamben äußerst gefährlich ist, indem bei einem Autor, der nicht von der Natur das Organ erhalten hat, diese Versart mit Eleganz aus seiner Feder fließen zu lassen, dieses Metrum leichte in höckerichte, so zu sagen pedantische Prosa ausartet.“

Man weiß, daß Schiller das Schlegelsche Stück zum guten Theil nur darum aufführen ließ, daß man „die äußerst obligaten Silbenmaße sprechen lassen und sprechen hören könne.“ Ebenso bekannt ist, daß der „Jon“ ganz so wie „Alarcos“ Fiasco machte. Das Publicum sah nicht einmal die „bedeuten-

den Verdienste“, welche der Herzog entdeckt hatte. Es lachte einfach über das armselige Product des Romantikers.

Br. 181 (vom 16. März 1802) bestätigt die Vermuthung, mit der man sich den Umstand erklärt, daß die Jungfrau von Orleans mehre Jahre durchaus nicht zur Aufführung auf der Bühne von Weimar gelangen konnte. Wallenstein und Maria Stuart waren sofort nach ihrer Vollendung vom Pulte des Dichters auf die Bühne gewandert, und auch die Jungfrau hatte den Beifall des Herzogs, als sie ihm im Manuscript vorgelegt wurde. Dennoch erklärte er, daß er das Stück nicht dargestellt zu sehen wünsche, und so blieb dasselbe seinem Theater fern, obwohl man aus Berlin und Leipzig erfuhr, daß es hier mit Enthusiasmus aufgenommen worden sei. Man schloß auf eine Intrigue der Jagemann, die als erklärte „Freundin“ Karl Augusts und mit Rücksicht auf die Folgen dieser Freundschaft nicht wohl als Jungfrau passiren und am wenigsten in der Rolle dieser Jungfrau ohne Lächeln zu erwecken auftreten konnte. Die Hypothese war auf der rechten Fährte. Der Herzog schreibt am Schluß des angeführten Briefes: „Kirms hat, da Kogebue rebellirt, mir einen Nothschuß an Schiller um neue Stücke communicirt. Schiller will den Don Carlos und die Jeanne d'Arc für unsern Lauchstädter Bedarf zusammenschneiden. Letztere muß aber hier einstudirt werden und einer Probe hier unterliegen. Deswegen habe ich erlaubt, daß diese Jungferschaft hier einmal vor dem Abgang der Gesellschaft untersucht werde, unter Beding aber, daß jede andere als die Jagemann die d'Arc spiele. Hiedurch entschuldige ich meine Inconsequenz.“

Das Stück ging, wie wir wissen, erst im April des nächsten Jahres, als man für die Rolle der Johanna eine andere Schauspielerin gewonnen, zu Weimar in Scene, und die Verzögerung steigerte die Begeisterung des Publicums.

Wir schließen unsre Proben von dem Geschmack und der Befähigung Karl Augusts zu Recensionen dramatischer Schöpfungen mit einem Urtheil desselben über Schillers „Braut von Messina“, dem wir in Br. 199 (vom 12. Februar 1803) begegnen, und dem wir seine Meinung über den „Paria“ Michael Beers folgen lassen. Der Herzog läßt sich über das schillerische Drama unter Andern folgendermaßen vernehmen:

„Schiller hat mir sein Stück Arbeit gegeben. Ich habe es mit großer Aufmerksamkeit — aber nicht mit wohlbehaglichem Gefühle gelesen; indessen verschließe ich meinen Mund wohlbedächtig darüber. Ueber die Sache selbst ist ihm nichts zu sagen, er reitet auf einem Steckenpferde, von dem ihn nur die Erfahrung wird abfizen helfen, aber Eines sollte man ihm doch einzureden suchen, das ist die Revision der Verse, in denen er seine Werke geschrieben hat; denn hie und da kommen mitten im Pathos komische Knittelverse vor, dann unausstehliche Härten, undeutsche Worte und endlich solche Wortverfegungen,

die poetische Förmelchens bilden, deren Niederschreibung auf Pulverhörner gar nicht unpassend gewesen wäre. Verschiedenes dergleichen habe ich extrahirt, ich werde es Dir gelegentlich einmal mündlich vorlegen. Etwas sehr Auffallendes wird dem Publikum nicht entgehen: die eigentlichen Hauptpersonen des Stückes sind Stockkatholiken, das Chor aber Heiden; letztere sprechen von allen Göttern des Alterthums, erstere von der Mutter Gottes, den Heiligen u. s. w. Da nun das Chor eigentlich ein Corps unter den Waffen darstellt, so kann man die Personen desselben für nichts, als für bewaffnete Poeten ansprechen: eine neue Maske für die Bühne; dann die meistens ganz unnütze bilderreiche Schwulstigkeit, in der dieses Corps den Zuschauer von einer Scene zur andern führt, und noch dazu sehr langsam, kann unmöglich für Kriegsknechte passen, da die Prinzen, zu denen jene Leute gehören, sich viel natürlicher ausdrücken. Um die lästigen Confidants zu verbannen, ist, dünkt mir, ein viel lästigeres Verbannungsmittel eingetreten. Indessen hüte ich mich wohl, etwas der Ausföhrung dieses Stückes entgegenzusetzen. Die Praktik wird das beste Gegenmittel sein. Das Gleichreden der Koryphäen oder der Wachtmeister des Corps habe ich schon gesucht, Schillern auszureden, weil man sich platterdings nichts Unharmonisches erlauben muß. Mündlich ein Mehreres.“

Ueber das beersche Stück heißt es in Br. 547 (vom 25. März 1824): „Den *Baria* habe ich gelesen; es ist wirklich ein schönes Machwerk, und das Stück soll noch in diesem Frühling gegeben werden, wönniglich große Schwierigkeiten damit verknüpft sind. Eine der größten dabei ist, daß in tergo des Komödienzettels ein Programm erscheinen muß, welches den $\frac{1}{10}$ teln des Publicums, welche nicht die geringsten Spuren von Ostindischen Sitten je vernommen haben, auch nicht ein Wort vom ganzen Gegenstande begreifen werden, das Stück erkläre.“

„Dem neuen *Baria* möchte wohl vorzuwerfen sein, woher der Held des Stückes, von dem man nichts Anderes weiß, als daß er zur Klasse der Indischen Lumpen gehöre, die ausgezeichnete Bildung, die er überall aus sich bligen läßt, her bekommen habe? Indessen über all zu crude Wahrheit muß man sich wegsetzen, wenn man nicht alle Poesie von der Bühne verbannen will und nicht die ganz geschmacklose Ostatische gewissenhafte Platttheit wieder auf die Breter zu rufen gedenkt, auf welchen, zu unsern größten Jammer, das sogenannte Alles=ins=Leben=treten=lassen uns schon so lange gequält hat. Der Französische *Baria* möchte in seiner Auswahl des Sujets den Vortheil haben, daß dorten der geborne Lump zum Helden, der sein Vaterland gerettet hat, sich durch Tapferkeit und Talent erhob, aber dem ohngeachtet, zu Folge der Ostindischen Sitten und Gebräuche, ohne Rettungsmittel wieder fallen und untergehen mußte.“ —

Und nun einige Auszüge aus den älteren goetheschen Briefen, und zwar

zunächst aus Br. 40 (Rom, den 17. November 1787) wo wir Goethe auf dem Gebiet der großen Politik kennen lernen, wenn er schreibt: „Und nun noch ein politisch Wort, ob ich gleich nur das Allgemeinste der Welthändel sehen kann. Ich lese fleißig die Zeitungen und da neuerlich sich Alles bald aufdeckt und entwickelt, so Vieles öffentlich verhandelt wird, was sonst verborgen traktirt wurde, so kann man mit einer freien Vorstellungsart die Lage der Sache ziemlich genau übersehen. Mir scheint es für Freund und Feind bedenklich, daß Frankreich soweit herunter ist. Wenn auf der einen Seite die Preußisch-Englisch-Orientalischen Absichten leichter auszuführen sind; so haben auf der andern Seite Catharine und Joseph auch freies Spiel und können sich vielleicht in einem Augenblicke süd- und ostwärts ein ungeheures Uebergewicht verschaffen, indem der Nord und West (wozu ich Frankreich mitrechne) mit einander nicht einig sind. Aus diesen Gegenden kann ich sagen: daß man sich im Stillen und Einzelnen vor Rußland und dem Kaiser fürchtet und glaubt, daß unter keiner Bedingung der Kaiser jene großen Aus- und Absichten Catharinas auf Konstaninopel begünstigen könne, wenn nicht auch einem Nachgeborenen seines Hauses der Besitz von Italien versichert sei.

Soviel ist gewiß, daß der Kirchenstaat und beide Sicilien ohne Schwertschreich, wie Holland, wegzunehmen wären. Man legte sich mit ein Paar Linien Schiffen in den Golf von Neapel und bäte sich zwei Thore von Rom aus; so wäre die Sache gethan. Aus verschiedenen Bewegungen glaube ich, daß der päpstliche und Neapolitanische Hof auf einer solchen Spur sind, obgleich das allgemeine Publikum sich nichts davon träumen läßt. Das Volk ist mißvergnügt, die Geistlichkeit besonders; die Mönche sind kaiserlich gesinnt. Noch gestern sagte ein siebzigjähriger Mönch: wenn ich nur noch in meinen alten Tagen erleben sollte, daß der Kaiser käme und uns alle aus den Klöstern jagte, selbst die Religion würde dabei gewinnen. Wenn die Russischen Schiffe ins Mittelländische und Adriatische Meer kommen, wird man bald mehr sehen.“

Ein noch werthvolleres Document ist Brief 44 (datirt Rom, den 25. Januar 1788), in welchem Goethes damaliges Verhältniß zum Herzog mit besonderer Lebendigkeit hervortritt und andererseits das sehr interessante Resultat einer Selbstprüfung in Betreff der italienischen Reise vorliegt. Der Herzog hat Goethe geschrieben, daß die Herzogin-Mutter nach Rom kommen werde, und daß es sein Wunsch, Goethe möge seinen dortigen Aufenthalt verlängern, um jener das Einleben in die italienische Welt zu erleichtern. Goethe antwortet darauf unter Anderm:

„Welche Freude und Zufriedenheit mir Ihr Brief an einem schönen Tage gebracht, kann ich Ihnen nicht ausdrücken und hätte die Sorge für Ihre Gesundheit mich nicht wieder herabgestimmt; so könnte ich den gestrigen Tag als den fröhlichsten ansehen, den ich in Rom erlebt habe. Ich lief gleich nach er-

haltenem Brief ins Weite; denn wie Tristram die horizontale Lage für diejenige hält, in welcher man Freude und Schmerz am besten genießt und trägt, so ist es bei mir das Wandeln in freier Luft. Da dachte ich denn recht Vieles durch und setze mich heute früh zu schreiben, damit Sie durch den zurückkehrenden Courier einige Blätter erhalten.

Zuvörderst danke ich aufs Schönste für das tableau politique. Ich folge dem Laufe der Welt in den Zeitungen nach und um desto angenehmer war mir diese Ausfüllung und Bestimmung meiner allgemeinen Idee. Der Antheil, den Sie an den Geschäften des Vaterlandes und der Welt nehmen, liegt mir zunächst am Herzen, ich freue mich über Alles, was Ihnen gelingt; es ist mir tröstlich, daß Ihre Mühe und Aufopferung anerkannt und mit einem ehrenvollen Zutrauen gelohnt wird. Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit wissen, wie die Sachen stehen; an Ihrem gestrigen Brief hab ich nun keine Weile zu zehren.“

Folgen nun Vorschläge in Betreff der Reise der Herzogin-Mutter, dann lesen wir weiter: „Nun paßt es gerade, daß ich zu meiner bisherigen rationi vitae übergehe.

Die Hauptabsicht meiner Reise war: mich von den physisch-moralischen Uebeln zu heilen, die mich in Deutschland quälten und mich zuletzt unbrauchbar machten; sodann den heißen Durst nach wahrer Kunst zu stillen. Das Erste ist mir ziemlich, das Letzte ganz geglückt.

Da ich ganz frei war, ganz nach meinem Wunsch und Willen lebte; so konnte ich nichts auf Andere, nichts auf Umstände, Zwang oder Verhältnisse schieben, Alles kehrte unmittelbar auf mich zurück, und ich habe mich recht durchaus kennen lernen, und unter manchen Fehlern und Mängeln ist der, welchen Sie rügen, nicht der letzte. Ganz unter fremden Menschen in einem fremden Lande zu leben, auch nicht einen bekannten Bedienten zu haben, an den man sich hätte anlehnen können, hat mich aus manchen Träumen geweckt, ich habe an munterem und resolutem Leben viel gewonnen. Als ich zuerst nach Rom kam, bemerkte ich bald, daß ich von Kunst eigentlich gar nichts verstand, und daß ich bis dahin nur den allgemeinen Abglanz der Natur in den Kunstwerken bewundert und genossen hatte. Hier that sich eine andere Natur, ein weiteres Feld der Kunst vor mir auf, ja ein Abgrund der Kunst, in den ich mit desto mehr Freude hineinschaute, als ich meinen Blick an die Abgründe der Natur gewöhnt hatte. Ich überließ mich gelassen den sinnlichen Eindrücken, so sah ich Rom, Neapel, Sicilien und kam auf corpus Domini nach Rom zurück. Von der Würde der Landschaftsmalerei hatte ich einen Begriff erlangt, ich sah Claude und Poussin mit andern Augen. Mit Hackert, der nach Rom kam, war ich vierzehn Tage in Tivoli, dann sperrte mich die Hitze zwei Monate in das Haus, ich machte Egmont fertig und fing an, Perspective zu

treiben und ein wenig mit Farben zu spielen. So kam der September heran, ich ging nach Frascati, von da nach Castello und zeichnete nach der Natur und konnte nun leicht bemerken, was mir fehlte. Gegen Ende Octobers kam ich wieder in die Stadt und da ging eine neue Epoche an. Die Menschengestalt zog nunmehr meine Blicke auf sich und wie ich vorher, gleichsam wie von dem Glanz der Sonne, meine Augen von ihr weggewendet, so konnte ich nun mit Entzücken sie betrachten und auf ihr verweilen. Ich begab mich in die Schule, lernte den Kopf mit seinen Theilen zeichnen und nun fing ich erst an die Antiken zu verstehen. Damit brachte ich November und December hin und schrieb indessen Erwin und Elmiren, auch die Hälfte von Claudinen. Mit dem ersten Januar stieg ich vom Angesicht aufs Schlüsselbein, verbreitete mich auf die Brust und so weiter, Alles von innen heraus; den Knochenbau, die Muskeln wohl studirt und überlegt, dann die antiken Formen betrachtet, mit der Natur verglichen und charakteristische sich wohl eingepägt. Meine sorgfältigen ehemaligen Studien der Osteologie und des Körpers überhaupt sind mir sehr zu Statten gekommen und ich habe gestern die Hand, als den letzten Theil der mir übrig blieb, absolvirt. Die nächste Woche werden nun die vorzüglichsten Statuen und Gemälde Roms mit frischgewaschenen Augen besehen."

Der Brief kommt hierauf nochmals auf die Reise der Herzogin-Mutter nach Rom, und Goethe gibt an, wie er sich von jetzt an einzurichten vorhat, um sich „zu dem Posten eines Reisemarschalls zu qualificiren“. Weiterhin gedenkt er der Verhältnisse in Weimar, charakterisirt verschiedene dortige Beamte und fährt dann fort: „Gar Manches macht mir den Rückweg nach Hause reizend. Ohne Ihren Umgang, den Umgang geprüfter Freunde länger zu leben, ist denn doch so eine Sache. Das Herz wird in einem fremden Lande merk ich, leicht kalt und frech, weil Liebe und Zutrauen selten angewandt ist. Ich habe nun soviel in Kunst und Naturkenntniß profitirt, daß ein weiteres Studium durch die Nähe unsrer Akademie Jena sehr erleichtert werden würde. Hier ist man gar zu sehr von Hülfsmitteln entblößt. Dann hoffte ich auch meine Schriften mit mehr Muße und Ruhe zu endigen, als in einem Lande, wo Alles Einen außer sich ruft. Besonders wenn es mir nun Pflicht wird der Welt zu leben.

Bestätigen Sie mir Ihren Willen, daß ich Ostern hier bleiben soll; so sehe mich als einen Diener der Herzogin an und subordinire meine übrige Existenz dieser Pflicht. Es wird mir Anfangs wunderbar vorkommen und doch für die Zukunft heilsam sein, da ich genöthigt werde, wieder unter allerlei Menschen zu leben."

Der Herzog scheint mit richtigem Blick in diesem Brief zwischen den Zeilen gelesen zu haben, daß Goethe nicht besonders lebhaft für ein längeres Bleiben in Rom und für den Reisemarschallsposten eingenommen war. Er rief den

Freund im März des genannten Jahres nach Weimar zurück, und Goethe erwiderte darauf hoch erfreut:

„Ihren freundlichen herzlichen Brief beantworte ich sogleich mit einem fröhlichen: Ich komme! So werden meine Hoffnungen, Wünsche und so wird mein erster Vorsatz erfüllt. Ich fühle ganz den Umfang Ihrer Güte; mein erster und nächster Dank soll eine unbedingte Aufrichtigkeit sein. Die Zartheit, womit Sie mich behandeln, heißt mich alle sogenannte Delikatesse zu vermeiden, welche, genau betrachtet, wohl öfter Präensionen scheinen möchten. Ihrer Frau Mutter hätte ich, wenn Sie es nöthig und schicklich gehalten hätten, gerne meine Dienste in Italien gewidmet, ob ich gleich wohl einsehe, daß ich dabei mehr würde eingebüßt haben, als sie durch meine Gegenwart gewinnen konnte.“

Folgt nun der Plan zur Rückreise. Dann heißt es weiter:

„Wie ich nun nach diesen Aspekten erst in der Hälfte Juni zu Hause anlangen könnte, so würde ich noch eine Bitte hinzufügen: daß Sie mir nach meiner Ankunft, dem Gegenwärtigen, den Urlaub gönnen wollten, den Sie dem Abwesenden schon gegeben haben. Mein Wunsch ist: bei einer sonderbaren und unbezwinglichen Gemüthsart, die mich, sogar in völliger Freiheit und im Genuß des erflächtesten Glücks, Manches hat leiden machen, mich an Ihrer Seite, mit den Ihrigen, in dem Ihrigen wiederzufinden, die Summe meiner Reise zu ziehen und die Masse mancher Lebenserinnerungen und Kunstüberlegungen in die drei letzten Bände meiner Schriften zu schließen.“

Ich darf wohl sagen: ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden; aber als was? — Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nugen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß: wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mich jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt; dieser Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Nehmen Sie mich als Gast auf, lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maaß meiner Existenz ausfüllen und des Lebens genießen; so wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten sein. Ihre Gesinnungen, die Sie mir vorläufig in Ihrem Briefe zu erkennen geben, sind so schön und für mich bis zur Beschämung ehrenvoll! Ich kann nur sagen: Herr hie bin ich, mach aus Deinem Knecht, was Du willst. Jeder Platz, jedes Plätzchen, die Sie mir aufheben, sollen mir lieb seyn, ich will gerne gehen und kommen, nieder sitzen und aufstehen.“ —

Von nicht gewöhnlichem Interesse für den Biographen des Dichters ist Br. 48. Es war bisher fraglich, ob Goethe auf der Rückreise von Rom nach Weimar Mailand berührt und gesehen habe. Der angeführte Brief löst diese Zweifel. Er ist „Mailand den 23. May 88“ datirt und lautet in seinen ersten

Zeilen: „Sähe ich Mayland jetzt im Herwege und käme aus den Gebirgen in diese weite Gegend, diese frei gelegene Stadt, zögen sich die fernen Apenninen abnungsvoll am Horizont hin: was würde ich für Hymnen singen und für Freude unter diesem schönen Himmel, am Obste u. s. w. haben! Nun ist mir verwöhntem Römer nichts recht, und ich bin doch sonst eine genügsame Seele.“

Darauf folgt das nachstehende auffällige Urtheil über den mailänder Dom: „Gestern war ich auf dem Dom, welchen zu erbauen man ein ganzes Marmorgebirg in die abgeschmacktesten Formen gezwungen hat. Die armen Steine werden noch täglich gequält, denn der Unsinn oder vielmehr der Armsinn ist noch lange nicht zu Stande.“ —

Zum Schluß noch eine uns aus Weimar mitgetheilte Notiz, die sich auf die Briefe bezieht, welche die Anerkennung betreffen, die der Großherzog den Verdiensten Goethes bei Gelegenheit von dessen Dienstjubiläum zu Theil werden ließ. Karl August hatte zu diesem Zweck eine Medaille mit dem Bilde seines Freundes prägen lassen, die er diesem in goldenen und silbernen Exemplaren sammt dem Prägstempel zusandte. Goethe warf einen Blick auf dieselbe und rief sofort im höchsten Verdruß: „Da seh' ich ja wie ein Stier aus!“ Ungerlich nahm er Papier, steckte den Stempel ein und schickte ihn so zur Aufbewahrung auf die Bibliothek. Karl August erfuhr davon und befahl eine andere Münze zu prägen, die dann mehr zu Goethes Zufriedenheit ausgefallen zu sein scheint. Nach dem Ableben des letzteren öffnete man, wenn wir recht berichtet sind, die Siegel jenes unglücklichen Stempels, und es wurden damit einige neue Medaillen gemacht, die jetzt zu den Seltenheiten gehören.

Wir sehen, Goethe war auch in den letzten Jahren keineswegs vollkommener Hofmann. Er konnte auch in dieser Zeit noch selbst die Rücksichten gegen Serenissimus hintansetzen, wo es dem guten Geschmack sein Recht zu wahren galt. Noch mehr ehrt ihn sein Rücktritt vor dem Theaterpudel und noch weit mehr die schöne Bornehmheit, mit der er das Unrecht trug, das ihm bei dieser Gelegenheit widerfuhr.

M. B.